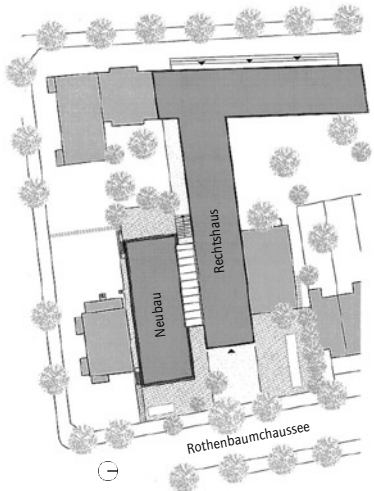




Hamburg
Zentralbibliothek Recht der Universität Hamburg

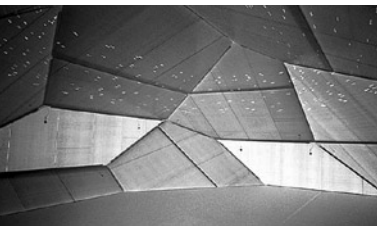
Kein Reformvorhaben der Hamburger Universität dürfte so wenig umstritten gewesen sein wie die Zusammenführung der bislang teils weit verstreut liegenden 19 Teilbibliotheken der juristischen Fakultät an einem Standort. Zu diesem Zweck sollte das so genannte Rechts-haus, ein fünfgeschossiger Skelettbau auf L-förmigem Grundriss aus den 60er Jahren zu einer Bibliothek umgebaut und durch einen Neubau erweitert werden. Da der Westflügel den Block am Ostrand des Campus schließt, bot sich eine Erweiterungsmöglichkeit nur parallel zum rückwärtigen Riegel, der sich in die Grundstückstiefe bis zur Rothenbaumchaussee erstreckt. Zwischen diesem und einer benachbarten Gründerzeitvilla blieb nur wenig Platz, zumal diese direkt auf der Parzellengrenze steht. Eine Konsortial-Arbeitsgemeinschaft aus drei Firmen gewann das 1999 von der Stadt ausgeschriebene Bieterverfahren. Der von ihr eingereichte Entwurf stammte aus dem Hamburger Büro me di um Architekten; sie hatten den Ergänzungsbau als „kompakten Bücherturm“ konzipiert und waren aus dem vorgeschalteten Realisierungswettbewerb als Sieger hervorgegangen. Der im letzten Jahr eröffnete, überirdisch sechsgeschossige Neubau präsentiert sich als allseitig verglaster Quader, nachts wirkt er als Laterne – die Bibliothek ist bis Mitternacht geöffnet. Durch seine vorgerückte Stellung hin zur Rothenbaumchaussee ergibt sich an dessen Nordseite ein kleiner Vorplatz, der den Bibliothekshauptzugang über das alte Rechtshaus kenntlich macht. Die in die Grundstückstiefe einleitende Bewegung bildet zugleich ein angemessenes

Der Bibliotheksneubau schiebt sich zwischen die Villa auf dem Nachbargrundstück und das Rechtshaus. Mit diesem ist er über Stege und Treppen verbunden. Die Südseite musste als Brandwand ausgebildet werden. Dieser ist eine bedruckte, in Grüntönen leuchtende Fassadenkonstruktion vorgehängt, die klimatische Aufgaben übernimmt und dem Gebäude seine Wuchtigkeit nehmen soll. Lageplan ohne Maßstab; Fotos: Klaus Frahm, Hamburg



Entrée zum jenseitig gelegenen Campus. Vom niedrigen Foyer des alten Rechts-hauses gelangt man in ein 25 Meter hohes Atrium, das als Zentrum der Gesamtanlage zwischen Alt- und Neubau vermittelt. Die Aufgabe, verschieden hohe Geschosse hier miteinander zu „vernähen“, führte zu einer Mischung quer gespannter Treppen und Stege, deren verschiedene Neigungswinkel den alternierenden Geschosshöhen im Altbau geschuldet sind. Mal einläufige, mal gewendelte Treppen im inneren Bereich sorgen für kurzschlüssige Verbindung der Ebenen, was eine auch geschossübergreifende Anordnung der Fachliteratur erlaubt. Die Bibliothek ist klar und einfach strukturiert; bedienende Funktionen in der Dunkelzone, Leseplätze an den Außen-seiten – nur nicht entlang der südlichen Längsseite, sie war wegen der angrenzenden Villa als Brandwand auszubilden. Dieser baurechtlichen Forderung hat man jedoch einen positiven Aspekt abgerungen und der Betonscheibe auf ihrer ganzen Länge eine Verglasung vorgehängt. Mit der dazwischen erwärmten Zuluft wird ein Teil des Gebäudes versorgt – durch den Kamineffekt im Atrium konnte, mit Ausnahme der Seminar-

räume im Untergeschoss, eine mechanische Lüftungsunterstützung weitgehend entfallen. Die erdrückende Wirkung der Baumasse war im Außenraum nur schwer zu kompensieren. So versuchten die Architekten die mit stilisierten Baummotiven gesandstrahlte Südfassade als grüne Hintergrundkulisse für die Villa erscheinen zu lassen – wie einen imaginären Park. Real allerdings ist der Zuspruch, den die neue Bibliothek durch ihre Nutzer erfährt. Und jetzt wird doch noch gestritten – um die Leseplätze: Wegen drohender Überbelegung wurden Studenten anderer Fachbereiche erst kürzlich durch einen privaten Wachdienst abgewiesen. *Heinrich Wähning*



Berlin
syn chron

Wie ein gestrandeter Fremder liegt der kristalline Körper unter der dominant gerasterten Stahlträgerdecke der National-galerie – bombardiert von zuckenden Laserstrahlen aus den dort angebrachten Projektoren und in leichte Schwingungen versetzt durch so genannte Exciter, die als schwarze Pfropfen an seiner Außenhaut kleben. Mies van der Rohes Meisterwerk stelle hohe Anforderungen an die darin ausgestellte Kunst, schrieb die Bauwelt zu Jenny Holzers Installation „OH“ (Heft 10/01), sie müsse groß und raumgreifend sein, klar in der Gestaltung und lichtunempfindlich. Die aktuelle Arbeit von Carsten Nikolai, die anlässlich der Berliner Festspiele vom Berliner Verein Freunde Guter Musik initiiert wurde, kümmert sich darum nicht, sie könnte überall stehen. Sobald man sich ihr nähert aber, versprüht sie eine eindrückliche Aura. In Zusammenarbeit mit Finn Geipel, Giulia Andi und Werner Sobek hat der Künstler einen begehbaren Prototypen entwickelt, mit dem er seine langjährigen Experimente zur Transformation von Klang- und Lichtfrequenzen für die Augen und Ohren der Besucher wieder einmal neu erfahrbar macht. Der Körper besteht aus einem Stahlskelett mit dazwischen gespannten Aluminium-Bienenwabenplatten aus dem Flugzeugbau und dient als Projektionsfläche und als Resonanzraum für die von Nikolai komponierte elektronische Musik. (Foto oben: Uwe Walter; unten: Henrik Stromberg, beide Berlin) *fm*

Neue Nationalgalerie, Potsdamer Straße 50, 10785 Berlin; bis 3. April; Di, Mi, Fr 10–18, Do 10–22, Sa + So 11–18 Uhr

Frankfurt am Main
K1 – Transfer

Mehr als drei Jahre sind vergangen, seit das DAM einer Architekturfakultät erstmals die Gelegenheit gab, sich in seinen Räumen zu präsentieren. Der Umbruch in der Hochschullandschaft hatte gerade begonnen, der Numerus Clausus für's Architekturstudium war angesichts sinkender Bewerberzahlen zu den Akten gelegt. Das neue „Format“ des DAM kam also gerade recht, um den Fakultäten im Kampf um Studierende und Drittmittel ein Forum zur Präsentation zu bieten. Aachen machte den Anfang mit einer kunterbunten Schau, in der sich die 22



dennoch klar strukturiert. Vier Themenbereiche haben die Ausstellungsmacher gebildet – Theorie und Gesellschaft, Landschaft und Urbanität, Gestalt und Raum, Materie und Konstruktion – und die inhaltliche Vielfalt in ein stringentes Konzept integriert. Wo bei den Aachenern kreatives Chaos herrschte, ist die Stuttgarter Schau deutlich disziplinierter und zeigt einheitlich gestaltete Fahnen, die, in Aluminiumrohren geführt, von der Decke hängen. Nur im Grundriss erlauben sich die Schwaben eine Extravaganz: Als Seitenhieb auf O.M. Ungers' rigides Haus „interpretiert die Ausstellungsarchitektur kritisch das strenge Raster, durchstößt dabei scheinbar die Wände



Amsterdam
So sitzt es sich

„Es ist schwer, einen Stuhl zu entwerfen. Ein Hochhaus ist beinahe einfacher. Darum war Chippendale berühmt.“ Mies van der Rohe wusste, wovon er sprach. Aber trotz aller Komplexität scheinen die meisten Architekten Sitzmöbel für eine reizvolle Fingerübung zu halten, und so ziemlich jeder bekannte Architekt hat sich zumindest einmal in seiner Karriere an einem Stuhl versucht. In den Niederlanden gibt es sogar eine Stiftung, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, Künstlern, Designern und Architekten Stuhlentwürfe zu entlocken. Momentan sind etwa zwanzig neue, im Auftrag der Stiftung Zetel (Sitz) entworfene Stücke in der Ausstellung „Zo zit dat“ im Architekturzentrum Arcam in Amsterdam zu sehen. Umwerfend originell ist weder die Idee des Architektenstuhls noch der Großteil der Entwürfe in der Ausstellung. Manch ein Teilnehmer hat angesichts der langen Tradition des Genres sofort die Waffen gestreckt. So zum Beispiel Maarten Kloos, Direktor des Arcam, der einen Thonet-Bistrostuhl zur Chaiselongue verlängerte, oder der Innenarchitekt Ronald Hooft, der den Zigzag-Stuhl von Rietveld einfach weiß gepolstert hat. Gut getan hat es dem Möbel nicht. Aus dem asketisch-minimalistischen Klassiker ist ein tantenhafter Sitz ohne jegliche Eleganz geworden. Mehr Originalität im Umgang mit demselben Stuhl bewies Peter Sas, der drei Zigzags froischgrün anstrich, seitlich aneinander klebte und dabei den mittleren umdrehte. Das Resultat ist der „Mediationsstuhl“, auf dem drei Personen Platz haben, aber nur der in der Mitte sitzende kann seinen beiden Nachbarn in die Augen sehen. Die meisten Stühle ähneln der Architektur ihrer

geistigen Väter, wie es die Beiträge von Roberto Meyer und Benthem Crouwel vom Büro Meyer en Van Schooten verdeutlichen. Und René van Zuuk, Architekt des „blobbigen“ Arcam-Pavillons, entwarf ein nicht minder blobbiges Sitzobjekt. Dass auch Ben van Berkels Möbel keine Ecken und Kanten hat, sondern weiche computergenerierte Rundungen, verwundert kaum. Sein Entwurf für eine flexible Sitzlandschaft, die sich aus Kreissegmenten in verschiedenen Konstellationen zusammenstellen lässt, ist jedoch deutlich ambitionierter und durchdachter als viele andere. Immerhin hat van Berkel nach eigener Aussage über ein Jahr lang daran gearbeitet. Insgesamt hinterlässt die Ausstellung einen faden Nachgeschmack. Nur wenige Teilnehmer haben dem Thema Relevanz verliehen, indem sie über veränderte Sitzgewohnheiten oder neue Materialien nachdachten. Am originellsten wirkt letztlich der fotografische Beitrag von Angie Abbink: Sie hat ganz einfach Orte im Stadtraum, die sich zum Hinsetzen eignen, mit den Worten „My Seat“ markiert. *Anneke Bokern*

Arcam, Prins Hendrikkade 600, 1011 VX Amsterdam, www.arcam.nl; bis 26. März; Di–Sa 13–17 Uhr

Windtower, eine Diplomarbeit von Daniel Baukus am Institut für Baukonstruktion II im WS 00/01, stellt die Fakultät als typisches Beispiel ihrer Lehre aus. Abb.: Universität Stuttgart

Rechts: Der Viersitzer im Vordergrund trägt den Titel 4S, besteht aus Polyester und wurde von der Architektin Marion Regitko entworfen. Foto: Mariska van der Burgt/ Zetel, Amsterdam

Institute in separaten Kojen unterschiedlicher Größe – je nach Etat – darstellten (Heft 42–43/01). Darauf folgte die TU Darmstadt, die ihre traditionelle Jahresausstellung des Fachbereichs zeigte und auch kurzerhand einen Großteil der Lehrveranstaltungen vom nahen Darmstadt ins Museum verlegte. In diesen beiden Präsentationen wurde klar, dass solche Ausstellungen Kraftakte sind. Kraftakte, die nicht zum Tagesgeschäft einer Fakultät gehören, aber Gelegenheit geben, sich über die eigene Position klar zu werden: Wer sind wir, was wollen wir? Mit der Fakultät für Architektur und Stadtplanung der Universität Stuttgart präsentiert sich nun einer der größten deutschen Architekturfachbereiche mit über 1600 Studierenden, den meisten Erstsemestern und den meisten Absolventen. Mittlerweile ist die Reform der Hochschullandschaft in vollem Gange, Studiengebühren sind ebenso beschlossene Sache wie der Abschied vom Diplom-Ingenieur. Mit dem Jahr 2005 hat sich die (wirtschaftliche) Lage der Architekten und damit auch die der Absolventen noch weiter verschärft. Wie aber reagiert eine Architekturfakultät auf die Herausforderungen des Marktes? Um es vorweg zu nehmen: vielfältig und

und steht damit im Kontrast zur allgegenwärtigen Ordnung des Hauses“, so die Kuratoren. Der Titel der Schau nimmt einerseits Bezug auf die Heimstatt der Stuttgarter Fakultät, das Kollegiengebäude 1 an der Keplerstraße, andererseits formuliert er den tragenden Gedanken der Veränderung. Wo sich die Gesellschaft fortwährend verändert, müssen sich auch die Entwurfs- und Konstruktionsprozesse von Architektur und Stadtplanung stetig erneuern, ist der Transfer von Gedanken und Ansichten nötiger denn je. Die „neue Stuttgarter Schule“, das wird klar, hat sich vom Erbe Bonatz' und Schmitt-henners befreit, ist eine der führenden deutschen Architekturschulen, nach wie vor. Dass man in der Ausstellung viele Blobs und Megastrukturen, aber kein „normales“ Haus sieht, lässt sich da verschmerzen. *Christof Bodenbach*

Deutsches Architektur Museum, Schaumainkai 43, Frankfurt/Main, www.dam-online.de; bis 27. März; Di–So 11–18, Mi 11–20 Uhr. Der Katalog kostet 12 Euro.